

Die neue Welt

Nr. 41

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

• • Hans und Peter. • •

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Die Stühle blieben genau so stehen, wie sie einmal gestellt worden, der Reihe nach an der Wand oder im Kreise um den runden Mittelstisch. Die beiden weißen, tadellosen Vorhänge waren so regelmäßig und glatt gefaltet, daß Einen die Luft ankam, sie ein wenig zu zerkaufchen. Und niemals lag auch nur ein Ständchen auf der Glasglocke, in der die goldene Empire-Kaminuhr, eine Weltkugel vom kineenden Atlas getragen, gelb und rund wie ein Kürbis erschien.

Die beiden Frauen verschoben beim Sitzen etwas die gewohnte Stellung der Stühle.

„Sie sind heute nicht spazieren gegangen?“ fragte Frau Roland.

„Nein, ich bin etwas milde.“

Und als wollte sie Hans und seiner Mutter danken, betonte sie noch einmal, welche Freude ihr der Ausflug und der Fischfang gemacht.

„Wissen Sie,“ sagte sie, „daß ich heute früh meine Krebse gegessen habe? Sie waren wundervoll. Wenn Sie wollen, können wir so eine Partie noch einmal machen.“

Der junge Mann unterbrach sie: „Wenn wir nun, statt eine zweite zu unternehmen, die erste beendigen.“

„Wieso denn? Ich denke doch, sie ist aus.“

„O, ich habe meinerseits in diesen Felsen von Saint Jouin etwas gefischt, was ich auch gern heimbringen möchte.“

Sie nahm ein naiv-listiges Gesicht an: „Sie? Was haben Sie denn gefangen?“

„Eine Frau. Und Mama und ich kommen zu fragen, ob sie heute früh nicht anderer Ansicht geworden ist.“

Sie begann zu lächeln. „Nein, mein Herr, ich ändere nie meine Ansichten.“

Da hielt er ihr die Hand hin. Sie schlug schnell und entschlossen ein, und er fragte: „Sobald als möglich, nicht wahr?“

„Wann Sie wollen.“

„In sechs Wochen?“

„Ich kann das nicht bestimmen. Was denkt meine zukünftige Schwiegermutter darüber?“

Frau Roland antwortete mit einem melancholischen Lächeln: „Ach, ich denke gar nichts. Ich danke Ihnen bloß, daß Sie Hans haben wollen, denn Sie werden ihn sehr glücklich machen.“

„Ich will ihn, was ich kann, Mama.“

Frau Roland stand bewegt auf, und zum ersten Mal umschloß sie Frau Rosémilly mit beiden Armen und küßte sie lange wie eine Tochter. Und bei dieser neuen Zärtlichkeit schwellte eine gewaltige Bewegung das verwundete Herz der armen Frau. Sie

konnte nicht sagen, was sie empfand, es war traurig und süß zu gleicher Zeit. Sie hatte einen Sohn, einen großen Sohn verloren und an seiner Stelle ward ihr eine Tochter, eine große Tochter geschenkt.

Als sie wieder einander gegenüber saßen, nahmen sie sich bei den Händen und blieben so lange sitzen, blickten sich an, lächelten einander zu, während Hans fast vor ihnen vergessen schien.

Dann sprachen sie über eine Menge von Dingen, die man für die bevorstehende Hochzeit besorgen mußte. Und als Alles in Ordnung war, schien sich Frau Rosémilly plötzlich einer nebenjächlichen Kleinigkeit zu erinnern und fragte: „Ihr habt doch darüber mit Herrn Roland gesprochen?“

Mutter und Sohn wurden zugleich roth. Und die Mutter antwortete: „Ach, das ist nicht nöthig.“

Dann zögerte sie, da sie doch fühlte, daß sie es erklären mußte und sagte: „Wir machen Alles, ohne ihn zu fragen. Wir brauchen ihn nur zu sagen, was beschlossen worden ist.“

Frau Rosémilly war weiter nicht erstaunt, lächelte, fand es ganz natürlich, denn der gute Mann hatte ja keine Bedeutung weiter.

Als Frau Roland mit ihrem Sohn auf der Straße stand, sagte sie: „Wir wollen ein bisschen zu Dir gehen, ich möchte mich ausruhen.“

Sie fühlte sich ohne Halt, ohne Schutz, sie fürchtete sich vor ihrem eigenen Hause.

Sie gingen zu Hans.

Sobald sie fühlte, daß die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, stieß sie einen lauten Seufzer aus, als ob sie jetzt hinter Schloß und Riegel in Sicherheit sei. Dann begann sie, statt sich auszuruhen, wie sie gesagt, die Schränke zu öffnen, die Wäsche zu legen, die Taschentücher und Strümpfe zu zählen. Sie legte die Sachen anders, wie es ihrem hausmütterlichen Auge besser gefiel. Und als sie Alles nach ihrem Geschmack geordnet, die Handtücher aufeinander gehäuft, den Unterhosen und Hemden ihren besonderen Platz angewiesen, die ganze Wäsche in drei Hauptabtheilungen getheilt: Leibwäsche, Hauswäsche und Tischwäsche, trat sie zurück, um ihr Werk zu betrachten und sagte: „Hans, komm' doch 'mal her, sieh 'mal, wie hübsch das ist.“

Er stand auf und bewunderte, um ihre Freude zu machen.

Plötzlich näherte sie sich, als er sich wieder gesetzt hatte, mit leisen Schritten seinem Stuhl von hinten, schlang ihren rechten Arm um seinen Hals und küßte ihn, indem sie einen kleinen Gegenstand, der in weißes Papier eingewickelt war, mit der anderen Hand auf den Kamin legte.

Er fragte: „Was ist denn das?“

Als sie nicht antwortete, ahnte er es, als er die Form des Rahmens erkannte.

„Sieh 'mal her!“ sagte er.

Aber sie that, als hörte sie nicht und kehrte zu ihren Schränken zurück. Er stand auf, nahm jene schmerzliche Reliquie, schritt durch das Zimmer und schloß sie im Schreibtisch ein. Er drehte zwei Mal den Schlüssel herum.

Dann wischte sie mit den Fingerspitzen eine Thräne fort, die in den Augwinkel getreten war und sagte mit etwas zitternder Stimme: „Nun will ich einmal sehen, ob Dein neues Mädchen sich auch ordentlich um ihre Küche kümmert. Da sie gerade ausgegangen ist, kann ich Alles genau untersuchen.“

IX.

Die Empfehlungsbriefe der Professoren Massoussel, Méunier, Flache und Borriquet waren in schmeichelhaftesten Wendungen für ihren Schüler Doktor Peter Roland abgefaßt. Sie wurden durch Herrn Marchand dem Verwaltungsrath der Transatlantischen Schiffahrtsgesellschaft vorgelegt, unter Fürsprache der Herren Poulin, Handelsrichter, Renient, Großhändler, und Marival, Sekretär des Bürgermeisters von Havre, eines intimen Freundes des Kapitäns Deausire.

Es fand sich, daß für die „Lothringen“ noch kein Arzt verpflichtet war, und Peter hatte das Glück, nach ein paar Tagen ernannt zu werden.

Der Brief, der es ihm anzeigte, wurde ihm eines Morgens, als er sich eben anzog, durch Josephine überbracht.

Seine erste Regung war die eines zum Tode Verurtheilten, dem man mittheilt, daß er begnadigt worden ist. Er fühlte sogleich seine Qual erleichtert durch den Gedanken an die Abreise und das bevorstehende ruhige Leben auf dem ewig schaukelnden Wasser, das immer kommt und geht.

Er lebte jetzt in seinem väterlichen Haus, stumm und für sich, wie ein Fremder. Er fühlte seit dem Abend, an dem ihm das fürchterliche Geheimniß, das er entdeckt, entschlüpft, wie er die letzten Bande, die ihn mit den Seinigen verknüpften, zerrissen hatte. Gewissensbisse peinigten ihn, daß er Hans das Alles gesagt. Er fand sich niederträchtig, böse, hassenswerth und fühlte sich doch erleichtert, daß er gesprochen hatte.

Er blickte nie mehr seine Mutter oder seinen Bruder gerade an. Ihre Augen hatten, um sich nicht zu treffen, eine geradezu erstaunliche Beweglichkeit angenommen, und sie gebrauchten Listen, wie zwei Feinde, die sich nicht begegnen wollen. Er fragte sich immer: was kann sie bloß Hans

gesagt haben? Ob sie gebeichtet hat oder geleugnet? Was glaubt mein Bruder? Was denkt er von ihr und was von mir?

Er schaute es nicht und war verzweifelt darüber. Er sprach auch kaum mehr mit ihnen, außer in Roland's Gegenwart, weil er allen Fragen aus dem Wege gehen wollte.

Als er den Brief bekommen, der seine Ernennung brachte, zeigte er ihn gleich der Familie. Sein Vater, der sich immer gern über Alles freute, klatschte in die Hände.

Hans antwortete in erustem Ton, aber voll stiller Glückseligkeit: „Ich gratulire Dir von ganzem Herzen, denn ich weiß, daß Du viel Konkurrenz hattest. Das hast Du sicher den Empfehlungslungen Deiner Professoren zu danken.“

Und seine Mutter senkte den Kopf und flüsterte: „Ich bin sehr glücklich, daß Du Dein Ziel erreicht hast.“

Nach dem Frühstück ging er auf das Comptoir der Gesellschaft, um sich noch nach allerlei zu erkundigen.

Er fragte nach dem Namen des Doktors auf der „Picardie“, die am anderen Morgen in See gehen sollte, um von ihm alle Einzelheiten seines neuen Daseins zu erfahren.

Da Doktor Birette sich an Bord befand, ging er auf's Schiff und wurde in einer kleinen Kabine des Dampfes von einem jungen Mann mit blondem Bart, der seinem Bruder ähnlich sah, empfangen. Sie unterhielten sich lange Zeit.

In der Tiefe des gewaltigen Schiffes hörte man unausgesetzt eine unbestimmte Bewegung. Das Rollen und Hin- und Herschieben der zu verladenden Waaren klang zusammen mit Schritten, Stimmen, mit den Bewegungen der Maschinen, welche die Wasserreservoirs füllten, dem Pfeifen der Bootleute, dem Rauseln der Ketten, die aufgewunden oder geschleift wurden, mit dem rauhen Fauchen des Dampfes, der das ganze Gebäude erschütterte.

Aber als Peter seinen Kollegen verlassen hatte und auf der Straße stand, überkam ihn neue Traurigkeit, hüllte ihn ein wie die Nebel, die über das Meer hängen, von anderen Ende der Welt kommend, und die in ihrer undurchdringlichen Dichte etwas Geheimnisvolles, Unreines mit sich tragen, wie den Pestillenhandwerk jener ungeheurer Länderstriche.

Noch nie in den Stunden seiner großen Verzweiflung hatte er sich so jammervoll gefühlt. Das letzte Band war zerrissen, nichts einzte ihn mehr mit den Seinen.

Als er die Wurzel aller Bitterkeit aus seinem Herzen riß, hatte er nicht eine solche Verzweiflung, gleich einem abtaujenden Hund, empfunden, wie es ihn jetzt überkam.

Das war kein seelischer, qualender Schmerz mehr, sondern der Jammer eines schuldlosen Thieres, die fortwährende Verzweiflung eines unheimlichen Wesens, das kein Odem mehr hat, das dem Regen, Wind, Gewitter und allen rauhen Gewaltigen der Erde preisgegeben ist. Als er den Fuß auf das Deck des Dampfes setzte und in dieses würdige, auf den Wellen hin und her geschaukelte Zimmerchen trat, hatte sich gegen die Unsicherheit der nun für ihn kommenden Zeit der Mensch in ihm empört, der immer im Wahnsinn, jüngerer Zeit geschlafen hat. Bis dahin hatte er sich höher gefühlt im Schatz der tief in die weite Erde eingelassenen Mauer und weil er wußte, daß er immer an der gleichen Stelle Ruhe fand, unter dem Dach, das gegen alle Stürme schütz.

Jetzt hatte er keinen Boden mehr unter den Füßen, nur das Meer, das rollt, brüllt und verjüngt. Er hatte keinen Raum um sich, um spazieren zu gehen, zu laufen, seine Wege einzuschlagen. Er hatte nur noch ein paar Meter Breitenboden, auf dem er hinsteppte, wie ein Verurtheilter unter anderen Gefangenen. Er würde keinen Raum mehr sehen, keine Gärten, keine Straßen, keine Häuser, nur Regen und Wellen. Und unausgesetzt würde er das Gefühl haben, wie ein Thier, das an stürmischen Tagen mußte er sich an den verschlossenen Fenstern halten, sich anhalten an den Thüren, sich festhalten an Hand des schmalen Regens, um

nicht zu Boden zu fallen. Und an ruhigen Tagen würde er das schmerzliche Bittern der Schraube fühlen, wie das Schiff aus dem Hafen flog in ununterbrochener, regelmäßiger, verzweiflungsvoller Fahrt.

Jetzt schritt er dahin, fast zusammenbrechend, in der verzweiflungsvollen Stimmung eines Menschen, der sein Vaterland verloren.

Er fühlte nicht mehr in sich jene hochmüthige Verachtung, jenen wegwerfenden Hohn für Unbekannte, die an ihm vorübergingen, sondern eine traurige Lust wandelte ihn an, mit ihnen zu sprechen, allen Leuten zu sagen, daß er Frankreich verließ. Er wollte gehört und getrübt sein. In seinem Innern schlief das schwachvolle Bedürfnis des Armen, die Hand auszustrecken, ein starkes und doch schüchternes Bedürfnis, zu fühlen, daß Jemand trauert um seinen Fortgang.

Er dachte an Marowsko. Nur allein der alte Apotheker liebte ihn so, daß er wirklich traurig sein würde. Und der Doktor entschloß sich, ihn sofort aufzusuchen.

Als er in den Laden trat, fuhr der Apotheker, der eben in einem Marmoröfener Pulver stieß, zusammen, ließ seine Beschäftigungen ruhen und fragte: „Man sieht Sie ja gar nicht mehr.“

Der junge Mann erklärte, daß er eine Menge Schritte hätte unternehmen müssen, ohne aber zu sagen wozu, und setzte sich, mit der Frage: „Nun, wie geht's Geschäft?“

Das Geschäft ging nicht. Die Konkurrenz war fürchterlich. Es gab wenig Kranke, und die Kranken waren arm in diesem Arbeiterviertel. Man konnte hier nur billige Arzneien verkaufen, und die Ärzte verordneten in dieser Stadtgegend die komplizierten, seltenen Mixturen nicht, an denen man fünfshundert Prozent verdient. Der gute Mann schloß: „Wenn das noch drei Monate so weitergeht, muß ich die Rube zumachen. Wenn ich nicht auf Sie rechnete, mein guter Doktor, wäre ich schon Stiefelwischer geworden.“

Peter fühlte sein Herz zusammenkrampfen und entschloß sich plötzlich, da es sein mußte, ihm die Unterstützung zu bereiten: „O, ich — ich könnte Ihnen in keiner Weise helfen. Anfangs nächsten Monats verlasse ich Havre.“

Marowsko war so erschrocken, daß er die Brille absetzte.

„Sie? Sie? Was sagen Sie denn da?“
„Ich sage, daß ich fort muß, fortgehe, armer Freund.“

Der alte Mann war ganz niedergedonnert. Seine letzte Hoffnung brach zusammen, und er war plötzlich ganz empört gegen diesen Menschen, dessen Rath er gefolgt war, den er liebte, in den er solches Vertrauen gesetzt und der ihn jetzt so im Stich ließ.

Er stammelte: „Aber Sie werden mich doch nicht auch noch verrathen?“

Peter fühlte sich so weich werden, daß er ihm am liebsten um den Hals gefallen wäre. „Ich verrathe Sie doch nicht. Ich habe hier keine Stellung finden können und gehe als Schiffsarzt auf einen transatlantischen Dampfer.“

„Aber, Herr Peter, Sie hatten mir doch versprochen, mir vorwärts zu helfen.“

„Ja, was soll ich thun? Ich muß selbst leben. Ich habe nicht einen rothen Heller Eigenes.“

Marowsko wiederholte: „Das ist schlecht, was Sie da thun. Jetzt kann ich Hungers sterben. In meinem Alter ist nichts mehr zu machen. Das ist schlecht. Sie lassen einen armen, alten Kerl sitzen, der Ihnen nachgelaufen ist! Das ist schlecht.“

Peter wollte sich näher erklären, dagegen reden, seine Gründe auseinandersetzen und beweisen, er hätte es anders gemacht. Aber der Pole hörte nicht zu. Er war über diesen Verrath so empört, daß er endlich, indem er wahrscheinlich auf Politisches ansprach, sagte: „Ihr Franzosen haltet eure Versprechungen alle nicht.“

Da stand Peter auf, und nun seinerseits etwas verlegt, sagte er von oben herab: „Sie sind ungerecht, Papa Marowsko. Um das zu thun, wozu ich mich entschlossen habe, bedarf es stärkerer Beweg-

gründe. Das müßten Sie einsehen. Auf Wiedersehen! Ich hoffe, Sie werden vernünftig.“

Und er ging, indem er dachte: „Niemand weint mir von Herzen eine Thräne nach.“

Er suchte in Gedanken Alle, die er kannte oder die er gekannt hatte. Und unter all' den Gesichtern, die an seiner Erinnerung vorbeizogen, stand plötzlich vor ihm die Kellnerin, die ihm den ersten Zweifel an seiner Mutter beigebracht.

Er zögerte, denn er empfand gegen sie etwas, wie ein instinktives Machegefühl. Dann entschied er sich plötzlich mit dem Gedanken: „Uebrigens hatte sie ja Recht.“ Und er suchte die Strafe.

Zufällig sah das Lokal ganz voll Menschen und war voll Zigarrenrauch: Die Gäste, Bürgerleute und Arbeiter, denn es war Festtag, riefen nach der Bedienung, lachten, brüllten, und der Wirth mußte selber mit helfen, lief von Tisch zu Tisch, leere Biergläser abholend und überfüllende zurückbringend.

Als Peter einen Platz gefunden hatte in der Nähe des Billets, wartete er, in der Hoffnung, das Mädchen würde ihn sehen und erkennen.

Aber sie kam und ging an ihm vorbei, ohne ihm einen Blick zuzuwenden, mit dem Kleid kokett hin und her schwänzelnd.

Endlich klopfte er mit einem Geldstück auf den Tisch. Sie kam: „Sie wünschen, mein Herr?“

„Nun,“ sagte er, „so begrüßt man seine Freunde?“

Jetzt blinnte sie ihn an und antwortete eilig: „Ach, Sie sind's. Geht's Ihnen gut? Ich habe heute keine Zeit. Wollen Sie ein Bier?“

„Ja, ein Bier.“

Als sie es brachte, meinte er: „Ich wollte Ihnen sagen, ich reise ab.“

Sie antwortete gleichgültig: „Oh ja. Wohin denn?“

„Nach Amerika.“

„Das soll sehr schön dort sein.“

Weiter sagte sie nichts. Es war doch zu dünn, überhaupt heute, mit ihr zu reden. Es saßen eben zu viel Leute im Lokal.

Und Peter ging an's Meer.

Als er an den Hafendamm kam, sah er die „Perle“, wie sie mit seinem Vater und dem Kapitän Beaufire hereinfuhr. Der Matrose Papagris ruderte, hinten saßen die beiden Männer mit glückseliger Miene und rauchten ihre Pfeifen. Als der Doktor sie vorüberfahren sah, sagte er: „Selig sind, die geistig arm sind.“

Und er setzte sich auf eine Bank auf dem Wellenbrecher und döste vor sich hin.

Als er am Abend heimkehrte, sagte seine Mutter, ohne daß sie es wagte, ihn dabei anzublicken: „Du wirst eine Menge Sachen brauchen zur Reise, und das macht mir etwas Sorge. Ich habe Dir vorhin Deine Wäsche besorgt und bin beim Schneider gewesen wegen Deiner Kleider, aber brauchst Du sonst nichts? Etwas, was ich vielleicht nicht weiß?“

Er öffnete kaum den Mund: „Nein, nichts.“
Aber er überlegte sich, daß er zum Mindesten etwas annehmen mußte, um sich anständig anzuziehen, und antwortete nun ganz ruhig: „Ich weiß noch nicht, ich werde bei der Gesellschaft anfragen.“

Er erkundigte sich, und man gab ihm eine Liste der unbedingt notwendigen Gegenstände. Als seine Mutter sie in die Hand nahm, sah sie ihn seit langer Zeit zum ersten Mal an, und in der Tiefe ihrer Augen lag ein unendlich weicher, demüthiger, trauriger Ausdruck, der Blick eines armen Kindes, der um Verzeihung bittet.

Am ersten Oktober lief die „Lothringen“, aus Saint Nazaire kommend, in den Hafen ein, um am siebenten desselben Monats nach Newyork abzudampfen, und Peter Roland mußte in die kleine Kabine einziehen, in der er von nun ab sein Gefangenendasein zu verbringen hatte.

Als er am anderen Morgen ausging, traf er auf der Treppe seine Mutter, die ihn erwartete und mit kaum hörbarer Stimme ihm zuflüsterte: „Soll ich Dir nicht helfen, Dich auf dem Schiff einzurichten?“

„Nein, danke. Es ist Alles in Ordnung.“

(Schluß folgt.)

Die Blüthezeit des deutschen Volksliedes.

Von H. Demmer.

Schon über einen siegreichen Kampf der Dithmarscher gegen die Holsteiner zu Anfang des 15. Jahrhunderts haben wir ein Lied, das z. B. den verhängnisvollen Rückzug der Holsteiner mit voller Anerkennung feindlicher Tapferkeit also beschreibt:

„De weg de was to male ganz enge, dat se quemen in so grote dwenge, neman mochte dem andern entwiken, de meiste hope bleff dar dot, de arme mit dem riken. Her Henrik von Siggen, ein ridder goet, he hadde to male einen frien moct, he en wolde nicht vorzagen, de banre brachte he mit macht daborch, effte he hadde blagen...“

Der kritische Moment in der Geschichte der dithmarschen Freiheit war das Jahr 1500, als der König von Dänemark mit der 30 000 Mann starken „großen Garde“ anrückte, um das freiheitsliebende Volk unterthan zu machen. Eine ganze Anzahl Lieder beschreibt uns, wie 500 Dithmarscher bei Hemmingstedt am 17. Februar 1500 in einem Engpaß, unterstützt von dem morastigen Gelände, das stolze Heer der Dänen bis zur Vernichtung schlugen. Daß eine Jungfrau ihr Banner trug, dem schrieben die Bauern ihren Sieg zu:

„Eine Jungfrow ging vor in der spiß; se schwete mit dat ungesog,* desse sulvige den baner droeg. Jungfrowchap labede se alle ehre dage, wer et gade in sinem bebage** unde der saligen jungfrowen Marien, dat he bit volk wolde frien van der unbilben und van der not.“

Das ganze Ereigniß war so märchenhaft, daß sich fast sofort Sagen darum zu ranken begannen. So wird uns z. B. in einem der Lieder erzählt — was nicht wahr ist —, daß der Dänenkönig selber gefallen und von seiner Gattin beklagt worden sei. Und in einem anderen erscheint ein legendärer Held, dem der Sieg zugeschrieben wird:

„De-uns de grote guarde dot schlog, dat will ic in wol seggen: dat het de grote Reimer van Wimerstedt gedahn, de heft de grote guarde geschlagen. De uns dat nie lieblein sung, van wie heft he it gesungen, dat heft der grote Reimer van Wimerstedt gedahn mit sinen langen, gelen, krusen haaren.“

Das Ereigniß an sich ist aber historische Tatsache, ebenso wie die gleich erstaunlichen Siege der schweizer Bauern über ihre fürstlichen Dränger, die österreichischen Habsburger und den Burgunderherzog Karl den Kühnen. Die herrlichen Siege der Eidgenossen über die Oesterreicher, die in Volksliedern viel besungeneren Schlachten von Moorgarten, Sempach und Näfels liegen zu weit zurück, um hier in Betracht gezogen zu werden, dagegen gehören Karl's des Kühnen Niederlagen bei Granson, Murten und Nancy (1476, 77) wohl hierher. Die Schlacht bei Granson hat ein armer Schlucker besungen, der sich selbst also charakterisiert:

„Der uns dis lieblein mitwe sang, der tut viel manchen irren gang, gut leben ist ihm thure; in seiner tischen ist er schwach, er klaget sehr sin ungemach, daß ir in kommt zu füre.“

Den Sieg der Schweizer bei Murten, dem der Herzog mit nur zwanzig Mann entkam, hat Veit Weber, selber ein Mitkämpfer, meisterlich besungen; da heißt es über die endliche Flucht der Burgunder:

„Einer foch her, der ander hin, do er meint wol verborgen sin, man tödt sie in den hürten;*** kein größer not jah ich nie me, ein große schar luff in den see, wiewohl si nit was dürten.“

Si wuten drin bis an das kint, democht schoß man fast zu ihn, als ob sie enten weren;

man schiff zu inen und schlug si tot, der see der wart von blute rot, feunmerlich hort man si pleren.

Gar viel die kummen uf die böm, wiewol ir nieman mocht haben göm,* man schoß si als die kregen; man stachs mit spießen über ab, ir gesider inen kein hilf gab, der wind mocht si nit wegen...“

Bei Nancy schließlich, am 5. Januar 1477, wurde Karl's Soldateska von den Republikanern zum dritten Male geschlagen und der hochmüthige Herzog selber, als er mit seinem Hofe in einen oberflächlich gefrorenen Sumpf einbrach, von den Verfolgern getödtet. Davon singt ein Eidgenosse, der sich beschreibt:

„Er sibt zu Bern im Dechiland, ein sieckelin stangen** führt er zur hand, der uns doch macht das lieblein gut...“

Im eigentlichen Reiche ging es der Freiheit leider nicht so gut. Zwar erwehrt sich die einer engungsgrenzen Unabhängigkeit sich erfreuenden Städte ihrer fürstlichen und adligen Dränger lang mit ziemlichem Erfolge, wovon zahlreiche Volkslieder Zeugniß ablegen. Aber die eignerzigen Bürger verstanden es nicht, oder mindestens hielten sie es nicht, sei es für notwendig, sei es auch nur für zweckmäßig, die gedrückte Landbevölkerung in ihr Interesse zu ziehen, zu gemeinsamem Vorgehen zu veranlassen. Und den Bauern ging es immer schlechter, so daß sie schließlich dahin kamen, sich in Masse gegen ihre Peiniger zu erheben. Die größte Revolution brach los, die unsere Geschichte kennt: der Bauernkrieg des Jahres 1525. Wie schon von seinen Vorläufern, dem armen Konrad, der nach dem Pfeifer von Nidlashausen benannten Bewegung usw., historische Volkslieder künden, so auch vom großen Bauernkriege. Und zwar recht viele, die aber durchweg von der Seite der schließlich obsiegenden Herren und Fürsten stammen. Sie sind darum alle auf die unjünglich brutale Tonart gestimmt, die Martin Luther angegeben hatte in seinem berüchtigten Aufruf, die rebellischen Bauern todzuschlagen wie tolle Hunde. Da hört man von dem angeblichen Uebermuth der Bauern, von ihren — thatsächlich sehr vereinzelt — Schändthaten und ihren schließlich Niederlagen. Die Söldlinge des Abels, die solche Lieder gebichtet, verweisen mit wollüstiger Breite auf dem grausigen Strafgericht, das über die Bauern erging. Der Anfang eines einzigen genügt schon, um einem den Appetit nach dem karnivalemäßigen Triumphzuge der Herren zu benehmen:

„Wie nu, ihr essenden pauern, wie däncht ir euch so kün? ir habt fast ser gepudet, wo sein eur anschleg hin so bald von euch verschwunden, daß ir in kurzen stunden so ritterlich seit überwunden von herren und abel gut? got habb in seiner hut!“

In dieser ekelerregenden Tonart haben die Ueberwinder alle Ereignisse des Bauernkriegs besungen und so auch den Zusammenbruch der thüringischen Bewegung, die Schlacht bei Frankenhause, des viel verkündeten Thomas Münzer Gefangenname und Hinrichtung, die durch Verrath bewirkte Einnahme des revolutionären Zentrums Mühlhausen mit dem anschließenden furchtbaren Blutgericht. Von diesen letzten Vorgängen handelt auch ein längeres Gedicht aus dem Lager der Besiegten, dessen verzweiflungsvolle Verse uns berichten, wie die Fürsten und Herren nach ihrem Sieg zu Schlotheim in der Nähe von Mühlhausen erschienen, durch den Verrath eines gewissen Doktors und eines Heinrich Baumgarten die feste Stadt ohne Blutvergießen in die Hände brachten, den von Münzer eingesezten Bürgermeister Bastian Kühnen und den revolutionären Führer Heinrich Pfeifer hürichten ließen usw.; einige charakteristische Stellen lauten also:

„... Auf das Christenblut seind sei (die Fürsten) wei ir hie wert erfahren, [vorstarrt, sei liffen sich keins derbarmer; gott wird erhören die armen!]

Auf einem düstige das gheschach, daß man manchen heren und fursten sach zu Schlotheim in dem selde; die von Molsusen niusten es entgelben!

Molsusen was ein festes steklein noch komet fursten und herren drein; der doctor hat sie vorrotten mit seinem langen roiten barte.

Heinrich Baumgart ist auch ein man, der sich mit schalkeit decken kann, er wuste wol zu guten moffen, wo es der doctor wolde lassen.

Bastianus Rönemund saiget es im under bei augen, des wart im sehr kopf abgehauwen, er muß der worte gniffen, dann es thet die fursten verdriffen.

Zu Molsusen was ein geleter man, er Heinrich Pfeifer was sein nam, sein leben muß er losse bei Volkstet auf der stroffe.

Es was bei in kein barmherzigkeit, got gebe den böfewichern alle leid, der küfel wird sei schenden an tren letzten enden!

Der uns das lieblein gheleichet hait, er hait des Molsusen krieges fait, im ist nicht wol gelungen, das sei den von Molsusen ghesungen!“

Es ist das einzige vollständige Gedicht aus dem Lager der Bauern, das wir besitzen: ein gar betrüblicher Sang, bei dem Eimen der Menschheit ganzer Jammer anfaßt. Dagegen ist nicht eins von den siegesfreudigen, hoffnungsvollen Trugliedern erhalten, wie sie ganz zweifellos in großer Zahl bei den Heerhaufen der Bauern entstanden sind, als sie noch auf die ersten vielverheißenden Erfolge bauend einen vollen Triumph ihrer guten Sache zuversichtlich erwarteten. Während das Alles in dem wüsten Strudel der Reaktion spurlos verschwunden ist, sind wir wenigstens etwas günstiger daran bei dem ungefähr ein Jahrzehnt später fallenden gewaltigen Nachspiel, das die furchtbare Revolutionstragödie der süd- und mitteldeutschen Bauern in Norddeutschland, in der westfälischen Hauptstadt Münster, erlebte. Obwohl auch hier die Volksjache schließlich erlag, freilich erst nach viel nachhaltigerem Widerstand, als derjenige der Revolutionäre von 1525 gewesen war, so hat doch ein glücklicher Zufall ein Kampflied der münterischen Volkskämpfer den Zusammenbruch des „neuen Jerusalem“ überbauern lassen: es wird dem wirklichen Charakter der vielgeschmähten Wiedertäufer besser gerecht, als langathmige Auseinandersetzungen vermögen. Man weiß, wie die laubdünge Geschichtsentstellung noch immer die Wiedertäufer und ihre Führer zu malen pflegt: in den schwärzesten Farben als eine eutmenschte Motte von Kommunisten nicht nur, sondern praktischen Anhängern der Weibergemeinschaft und bestialisch grausamen Schreckenmännern, die nur von der verdienten Strafe ereilt worden seien. In Wirklichkeit bestand die Hauptschuld der Kämpen von Münster darin, daß sie ihre gute Sache mit todesmüthigem Heroismus bis auf's Aeußerste vertheidigt haben. Darauf führt die genaue Erforschung des historischen Materials, und dafür legt auch werthvolles Zeugniß ab das Gedicht eines wiedertäuferischen Kriegsmannes auf den glücklich abgegangenen Sturm, den das Belagerungskorps des Bischofs am 31. August 1534 unternahm. „Spieß der Landsknecht“ nennt sich der Verfasser; er ist aber aus einem ganz anderen Holz geschnitten, als die Landsknechte gewöhnlich waren. Anstatt, wie sonst der Brauch ist, über den glänzenden Sieg in das iüßliche blutdürstige Frohlocken auszubrechen, bittet er mit rarer christlicher Feindesliebe Gott, Dem, der an dem schenßlichen Blutvergießen Schuld hat, d. h. dem Bischof, des neuen Jerusalem's Todfeind, zu verzeihen. Freilich nimmt er sich der Sache seiner Glaubens- und Kampfgenossen energisch, aber nichts weniger als maßlos an:

„Hort, lieben herren, ein new gedicht was der bischof von Münster hat angericht mit seinem thumpaffen, die stadt Münster machen zu nicht, aber sie kunden nichts schaffen.“

* schenkte nicht das Ungemach. ** wenn es Gott gefiele. *** Sehen.

* damit man sie nicht bemerken möchte. ** eine stählerne Stange.

Der bischof der hat ein bösen rath,
dass er Münster die gute stadt
gedachte zu verderben,

Seit nun der bischof recht gethan,
das ebangeli genommen an
und heite mit uns gehalten,

Was die damals schon in Umlauf gebrachten
Verleumdungen der Wiedertäufer betrifft, so ist er
durchaus bereit, zuzugeben, dass auch in Münsters
Mauern gesündigt worden ist, aber er denkt, eine
freie Erörterung aller Streitpunkte müsse seine
Freunde in der Hauptsache glänzend rechtfertigen:

Münster ist yn ein böje gerücht
gekommen gar zu kurzer frist,
der widertauie halben,

Ob wir geirret, konnet wir wol leiden,
bei der heiligen schrift willen wir bleiben,
mit willen uns lassen weisen;

Diese Erörterungen, aus denen alles Andere
als wüthender Fanatismus spricht, rühmt Spieß
um die rein sachlich gehaltene Beschreibung seines
eigentlichen Themas:

Der bischof hielt einen bösen rath,
wie er doch mochte die beste stadt
mit einem sturm gewinnen;

Drei tage und nacht schoß man yn die stadt,
das türm und muren erschellet hat,
mit carthagen und auch mit schlangen*,

Gebete und ungebete seind tot geblieben
viel taujent, der nam sat geschriben
in des selbhauptmans registir,

In viel glänzenderem Lichte, als in Spießens
von jeder citeln Anbaurdigkeit freien Darstellung,
erzählt die Waffenthat der Revolutionäre gegen
eine vielfache Uebermacht in dem niederdeutschen
Siege eines bischöflichen Landeshochs, der den
bösen Scherz auch miterlebt hat:

Set was op euren marcbuch
dat men den sturm deur Münster sach
antrent den jeben uren,**

Si vielen Münster dapperlicke an,
wi leben schaden so menighen man
die kantschichten waren in groter noot,

Die dit ledeken erjinnert jant
om drom kantschicht is hi ghesont,
hi heret jant wel ghejonghen,

Ob dieser fromme Landeshoch, der augenschein-
lich heilig war, dem „Reigen entzungen“
zu sein, auch betrauen „am Lanz geschien“ ist, wie
die meisten seiner Kollegen, hat er sich selbst ver-
geben. Schließlich wüsten aller Heiligkeit und alle
Inhaber dem Hüpflein der Belagerer nicht. Hunger
und Verrost wüsten, was der Waffengewalt nicht
gehungen war. Ein Lied aus dem bischöflichen Lager
auf die Granaade Münsters am 24. Juni 1535 ist
etwas genau, zugegeben, dass nur die Auszuge-
nung zum Erfolg geführt habe; von dem Verrost
Wüsten des Säugens Hühner. In seiner achten
Strophe erzählt er, nachdem er vorher ein Längeres
über die angeblichen Schwächen der Wiedertäufer
gesagt:

* mit Carthagen und Schlangen. ** gegen 7 Uhr.
*** klären über.

Schanz, bächen und tiefe gräben,
die wachien auf aller leit,
harnisch, spieß und scharf wesen,

Zum Schluß bekommt dann noch der unglück-
liche König des neuen Jerusalem, Johann von
Leiden, den üblichen Gletschtritt:

Ein schneider Johann von Leiden,
der sich ein könig namt,
got dank, sein vermaint reiche
ist bliben ganz unbekant,

Das Letzte bezieht sich auf die granenhaften
Follern, denen man zur würdigen Feier des er-
hebenden Sieges von Religion, Ordnung und Sitte
Johann von Leiden und Knipperdolling unterwarf,
ehe man ihnen den Garau machte und sie in
eiserne Käfigen an der Lambertikirche zu Münster
aufhing.

Ungefähr um die nämliche Zeit, als diese deut-
würdige Siegesfeier stattfand, begann der Nieder-
gang der deutschen Volksdichtung. Es ist kein Zufall,
dass der Anfang ihres Verfalls zeitlich zusammen-
trifft mit der endgültigen Niederlage der Demokratie.
Als in den Städten ein reges öffentliches Leben
auf dem Grunde republikanischer Volksregierung er-
wachsen war, als sich die wirtschaftliche und recht-
liche Lage der Landbevölkerung so weit gehoben
hatte, dass sie am geschichtlichen Dasein der Nation
aktiven Antheil nahm, hoffnungsvoll in die Zukunft
blickte und die nöthigen Mußestunden und Mittel
besaß, sich ihres Lebens zu freuen, da setzte die
Mühsal des Volkslebens ein mit schier unglaublicher
Treibkraft. Nun aber war der Bauer schuk- und
wehlos seinen unbarmherzigen Blutsaugern preis-
gegeben, jeden Antheils am öffentlichen Leben be-
raubt, halb vollkommen zum Leibeigenen herab-
gedrückt, mit Abgaben und Frohnden überhäuft, in
seiner Lebenshaltung auf das Mindestmaß reduziert
und ohne jede Hoffnung auf Besserung; woher
sollte er da noch Lust und Fähigkeit zum Singen
und Sagen nehmen? In den Städten sah es nicht
ganz so schlimm aus. Aber auch hier erfolgte mit
dem Vordringen des Absolutismus das politische
Leben; aus dem regamen, energievollen Bürger
wurde der engherzige, beschränkte, prosaische Phi-
lister, der sich zum Dichter eignet wie der Esel
zum Lautenschlagen. So starb zwar das Volkslied
nicht aus; die alten Weisen wurden nach wie vor
gesungen, wenn auch der Text sich nicht eben zum
Besseren wandelte. Aber die Schaffenskraft war hin.
Herzlich wenig Volkslieder, die des Namens werth
sind, sind im Reich seit der Mitte des 16. Jahr-
hunderts entstanden. Was an erfreulichen Neuheiten
geschaffen wurde, stammt theils aus Gegenden, deren
Kulturbeschaffenheit ihren Bewohnern ein freieres
Leben und einen freieren Sinn sicherte, theils aus
Ständen, deren Angehörige zwar zu den unteren
Schichten gehörten, aber nicht ganz in immer der-
selben Alltäglichkeit verlebten, sondern etwas von
der Welt sahen, etwas erlebten: aus Soldatentreiben
sind ja noch im 18. Jahrhundert etliche artige Liedchen
hervor gegangen. Aber im Großen und Ganzen
war es mit der Volksdichtung vorbei.

Kautschuk und Guttapercha.

Von H. von Remagen.

Der Indianer war der Kautschuk bereits
lange, ehe er eine Rolle im Welthandel
spielte, bekannt. Sie benutzten ihn zu
Fasern, Gejagen, Schuhen und zum Verdrichten
von Röhren, gleichwie in Ostindien, wo die An-
wendung des Kautschuks ebenfalls sehr alt zu sein
scheint. In Europa leuchte zuerst La Condamine
die Anwesenheit auf denselben durch einen Vor-

trag, den er in der Academie Française im Jahre
1736 hielt. Trotz der Vielseitigkeit dieses nützlichen
vegetabilischen Stoffes verwarf man denselben
vorab äußerst wenig; man verstand noch nicht seine
guten Eigenschaften auszunutzen. 1761 und 1768
veröffentlichte Macquer die Erfolge seiner chemischen
Untersuchungen, die jedoch nur zu dem Resultate
führten, daß Grotart Röhren aus Kautschuk dar-
stellte, indem er Streifen desselben um Glasröhren
wickelte und diese Streifen durch Brennen verband.
Dann fand unser Produkt vereinzelt Verwendung
zu elastischen Verbänden, medizinischen Apparaten,
Luftschläuchen und zu Verschlüssen und Ver-
bindungen von Röhren chemischer Apparate. Haupt-
sächlich jedoch gelangte der Kautschuk als Stab-
gummi in den Handel. Man bezahlte aber noch
im Anfang des vorigen Jahrhunderts für ein Stück
von 12 Millimeter Länge ungefähr 4 Francs.

Bald wurde man jedoch auf seine Eigenschaft,
das Wasser nicht durchdringen zu lassen, aufmerksam.
Diese Erfahrung suchte 1820 Hancock zu verwerthen,
indem er elastische Gewebe aus Kautschukstreifen
verfertigte. Seine Erfindung wurde patentirt.
Einen ungeahnten plötzlichen Aufschwung nahm der
Kautschukhandel im Jahre 1823. Der Engländer
Macintosh erfand die Herstellung wasserdichter Stoffe.
Während vor dieser Zeit der Import des Kaut-
schuks nach England kaum 350 Zentner jährlich
betrug hatte, belief er sich 1850 bereits auf
7784 Zentner und stieg bis 1865 auf 72537
Zentner.

Eine verhältnißmäßig wichtige Erfindung ver-
öffentlichte dann 1832 der Chemiker Liebersdorff.
Er hatte gefunden, daß dem Kautschuk, wenn man
ihn in Terpentinöl aufweicht, die Klebrigkeit be-
nommen wird, sobald man Schwefel nach dem
Trocknen beimischt. Diese Erfindung wurde 1839
von der des Amerikaners Goodhear aus New-
Haven übertroffen. Dieser imprägnirte den Kaut-
schuk im Erhitzen durch Schwefel und stellte so das
Vulkanisirten dar. Fernere Versuche, dieses Be-
fahren zu vervollkommen und zu vereinfachen, er-
reichten nicht annähernd die Bedeutung der Methode
Goodhear's. So hofften Hancock durch Einmischen
des Kautschuks in Schwefel, Keene durch Ein-
wirkung von Schwefeldämpfen, Parkes durch Ein-
tauchen in Chlorchwefel leichter zum Ziele zu ge-
langen; jedoch vergeblich. Der erste verarbeitete
vulkanisirte Kautschuk gelangte 1842 nach Europa.
Bedeutende Verdienste erwarb sich später Comber
in Deutschland durch Einführung durchgreifender
Verbesserungen bei der Verarbeitung des Kautschuks.
In gänzlich neue Bahnen wurde die Kautschuk-
industrie durch die weitere Erfindung Goodhear's,
durch die Herstellung des gehärteten oder fornirten
Kautschuks, des Gbonit, gelenkt. Dieses Produkt,
auf dessen Darstellung wir später zurückkommen
werden, läßt sich wie Holz oder Horn mit Hobel,
Meißel und Säge bearbeiten.

Der Kautschuk oder Federharz findet sich in
den Milchsäften gewisser Pflanzen. Man glaubt
fogar, daß alle Milchäfte der Pflanzen ihn führen,
doch sind es nur wenige tropische Gewächse, welche
reiche Ausbeute liefern. Die Familie der Euphor-
biaceen ist der eigentliche Lieferant dieses jetzt sehr
begehrten Stoffes. Seine Hauptproduktion findet
am Amazonenstrom statt, in dessen Gebiet die
Syphonia elastica in den Provinzen Para und
Amazonas ein weit verbreiteter Baum ist. In
anderen Theilen Brasiliens gewinnt man den Kaut-
schuk aus der Syphonia cotea oder aus der Syphonia
discolor. In Ostindien, vor Allem in Assam,
liefert dieses Produkt die Ficus elastica und die
Urceola elastica, an der Westküste Afrikas die
Landolphia, auf Madagaskar und Java die Vahea
gummifera, eine Feigenart, und in Mexiko die
Castilloa elastica. Man kennt im Ganzen mehr
als 30 Bäume, welche Kautschuk thätiglich in
ihrem Saft enthalten, doch sind Produkte anderer
Bäume, als der angeführten, mindertwerthig, so der
Ficus indica, religiosa und anderer.

Die Gewinnung des Kautschuks ist fast überall,
mit wenigen Abweichungen, dieselbe. In Südamerika,
besonders in Brasilien, schneidet man die Bäume



Photographie-Berlag von Clement, Braun & Co. in Darmstadt.

5. Brispot: Vom Unwetter überrascht.

einfach an. Aus den Schnitten rinnt sodann der weiße Milchsaft, den man in Gefäßen sorgfältig auffängt. Entweder gießt man sodann den aus mehreren Bäumen gleichzeitig gewonnenen Saft zusammen in ein großes Gefäß, oder man hält den Saft erst einige Zeit durch Zusetzen von Ammoniak oder Salmiak noch flüssig, wenn eine genügende Menge gleichzeitig nicht gesammelt werden konnte. In einen ziemlich vollen Eimer hängt man sodann ein mit Lhon oder Lehm bestrichenes Holz, auf dem sich ein Kautschuküberzug bildet. Sobald sich dieser nicht mehr verdickt, weil der Saft nicht mehr Kautschuk enthält, nimmt man das Holz mit dem Ueberzug aus dem Gefäß und trocknet diesen an einem stark rauchenden Feuer. Daher bekommt das brasilianische Produkt die bräunliche Farbe. Sodann häutet man die getrocknete Masse wiederum in neu gewonnenen Saft und fährt in der eben beschriebenen Weise so lange fort, bis sich auf dem Holz eine Kautschuklage von größerer Dicke gebildet hat. Ist dies erreicht, so schneidet man dieselbe ab und zieht sie vom Holz ab. In anderen Gegenden läßt man den Milchsaft eintrocknen und räuchert den Restbestand, wodurch ebenfalls eine dunkle Farbe hervorgerufen wird.

In San Salvador verfolgt man eine etwas andere Methode. Man verdünnt den gewonnenen Milchsaft mit Wasser, durchsiebt denselben sodann und gießt nochmals Wasser dazu. Während vierundzwanzig Stunden bildet sich eine rahmartige Schicht, welche man vom Wasser entfernt, sorgfältig wäscht und durch einen Zusatz von Alaun erhärten läßt. Sodann preßt man die Masse und läßt sie, vor der Sonne gebräunt, trocknen.

Die Güte des Kautschuks ist sehr verschieden. Im Handel unterscheidet man folgende Sorten: Der brasilianische Kautschuk, auch Para-Kautschuk genannt, weil er über Para exportirt wird, ist am meisten geschätzt, da er an Stärke, Reinheit und Dauerhaftigkeit von keiner anderen Sorte erreicht wird. Er gelangt zur Verarbeitung in flacher, tafelförmiger Form, Biscuits genannt, oder in massiven Kugeln, welche man spottweise den Namen Nigger heads (Negerköpfe) gegeben hat. Auch in länglich-runder Form, boddles, gelangt der Para-Kautschuk zu uns, seltener in losen, ungeformten Stücken.

Diesem Produkt ist das aus der Ceara serap, ebenfalls aus Südamerika, am ähnlichsten. Letzterem gleich oder vielleicht noch etwas besser ist der Madagaskar-Kautschuk, wenigstens nicht sein Preis dem des Para-Kautschuks am nächsten.

Das Produkt aus New-Granada, über Cartagena ausgeführt, ist ebenfalls von guter Qualität. Es wird in zwei Centimeter dicken Platten verpackt. Unter der Marke „weirdischer Kautschuk“ gelangt das beste centralamerikanische Produkt in den Handel. Man formt es gewöhnlich zum Export in Blöcke, welche aus dünnen Platten zusammengedrückt werden. Infolge seiner Reinheit wird es ebenfalls sehr geschätzt. Aus Guaymasil gelangt ein Kautschuk in den Handel, dessen Qualität sehr verschieden und unzuverlässig ist. Die besseren Sorten desselben kommen in weißlichen Blöcken zum Verkauf, die schlechteren bilden schwammige Massen, die im Innern eine schwärzliche Flüssigkeit enthalten. Der ostindische Kautschuk ist aschen dicht, innen porös, besitzt wenig Glasigkeit und Festigkeit und ist unter dem Namen Speckgummi bekannt. Die Produkte aus Singapur, Penang, Java, Malakka, Sumatra und Manila sind geringwerthig. Am schlechtesten wird der Guatemala-Kautschuk bezahlt. Er gelangt zu uns in der Form des guten weindischen und giebt oft zu Verwechslungen Anlaß, sehr zum Schaden der Käufer.

Wie die Qualität und die Form des Kautschuks sehr verschiedenartig ist, so auch die Farbe. Wir finden weißes, gelbliches, bräunliches, braunes und schwarzes Produkt im Handel. Diese Verschiedenartigkeit der Farbe wird zum Theil durch das mehr oder weniger starke Räuchern des rohen Stoffes bewirkt. Schon geräucherter Kautschuk ist an seinen Schnittflächen wenig glasig, dagegen weniger dem Rauch ausgesetzt geworren man

immer haften bei gutem Material frische Schnittflächen, wenn sie nicht berührt worden sind, ziemlich fest aneinander, sobald man sie wieder zusammenbrückt. Kautschuk ist fast geschmacklos und hat einen schwachen, charakteristischen Geruch.

Gutes Produkt läßt sich nach allen Seiten gleichmäßig ausdehnen; setzt man es dann der Kälte aus, so bleibt es in diesem Zustande, zieht sich aber beim Erwärmen wieder zusammen und gewinnt die alte Elastizität wieder. Es wird beim Reiben elektrisch, leitet jedoch die Elektrizität nicht.

Die Eigenschaft des Kautschuks, daß man ihn durch Erwärmen erweichen, dann durch Kneten in eine plastische, kaum elastische Masse verwandeln kann, welche die ihm gegebene Form beibehält, macht ihn zur Verarbeitung sehr geeignet. Zum Kneten des Kautschuks bedient man sich einer Maschine, Woll genannt. Nachdem der rohe Kautschuk sorgfältig gewaschen ist, wird er durch Messer oder eigene Apparate zerleinert. Die einzelnen so entstandenen Streifen walzt man bei überfließendem Wasser so lange, bis sie das Ansehen von braunem, durchlöcherterem Löschpapier haben. Diese Blätter werden in einen Zylinder gelegt, welcher von außen durch Dampf erhitzt wird. In demselben rotirt eine starke eiserne Axt, die das Kneten des Kautschuks ausführt, bis derselbe eine feste, gleichartige Masse bildet, die man mehrere Monate in wechselnder Temperatur liegen läßt. Dann setzt man einen Block aus mehreren solcher gewonnenen Stücke zusammen und bringt denselben unter eine hydraulische Presse mit hohem Druck.

Seine Veränderlichkeit bei verschiedener Temperatur und seine geringe Widerstandsfähigkeit gegen chemische Agentien beeinträchtigt die Brauchbarkeit ziemlich viel. Um diesen Uebeln abzuhelfen, setzt man dem rohen Kautschuk 12—24 Prozent Schwefel zu, den man zwischen die einzelnen Blätter beim Walzen streut, und macht ihn so gegen Temperaturunterschiede und gegen chemische Agentien unempfindlich.

Die hohlen Gegenstände, welche in allerhand Formen in den Handel kommen, besonders die Spielzeuge für Kinder, werden aus mehreren Stücken zusammengesetzt, welche nach der Schablone geschnitten werden. Dann legt man sie mit den frischen Schnittflächen aneinander, preßt sie in eine Form, füllt innen etwas Wasser oder kohlenstoffsaures Ammoniak hinein und brennt sie sodann. Die eingestülpte Flüssigkeit verwandelt sich hierbei in Dampf und preßt den Kautschuk in die Vertiefungen der Formen; später verflüchtigt sie.

Die flachen Kautschukblätter, welche zu vielerlei Zwecken gebraucht werden und die in den Läden zum Zusammenhalten der kleinen Pakete dienen, welche den Käufern verabreicht werden, schneidet man entweder aus rohem Kautschuk oder gewalzter Waare. Runde Bänder dagegen werden aus einem Teig von Kautschuk, Schwefelkohlenstoff und Alkohol durch einen Zylinder mit Löchern gepreßt. Die runden, weichen Bänder bestreut man mit Talg und führt sie mit großer Schnelligkeit über sogenannte endlose Tücher. Darunter versteht man solche, welche mit den Enden aneinander genäht, über Walzen fortbewegt werden.

Zur Herstellung von Saugpipetten für Kinder und für Gummiröhren verwendet man vulkanisirten Kautschuk, der mit Alkalilauge präparirt ist und hierdurch alle Eigenschaften des rohen Kautschuks wiedergewinnt, ohne die des vulkanisirten zu verlieren. Ferner findet der Kautschuk vielfach Anwendung bei der Fabrication von Stempeln.

Eine der wichtigsten Kautschukindustrien ist die Herstellung von wasserdichten Geweben. Der oben genannte Macintosh legte eine dünne Schicht Kautschuk zwischen zwei Gewebe, welche dann zusammengesetzt wurden. Jetzt stellt man einen Teig von Kautschuk aus flüchtigen Oelen dar, streicht denselben sehr gleichförmig und dünn auf den Stoff, läßt die Masse trocknen und wiederholt dieses Verfahren sechs bis acht Mal. Ebenso ist es bei der Fabrication von Gummischuhen. Während dieselben früher aus dem Milchsaft der Pflanzen direct ge-

arbeitet wurden, färbt man jetzt die Kautschukmasse mit Kleber, verbindet sie mit einem trikotartigen Gewebe, schneidet dann die verschiedenen Stücke, welche man über hohle, eiserne Formen zusammenklebt und dann im Luftbade mit einem Ueberzug von Asphaltlack brennt.

Große Verwendung findet das Gbont. Man gewinnt dasselbe dadurch, daß man dem Kautschuk 50 Prozent Schwefel seines Gewichtes beimischt und dann Bleiweiß, Kreide, Zink und Schellack zusetzt. Das Gbont wird zu Gegenständen verarbeitet, zu denen man früher ausschließlich Horn, Holz oder Metall nahm. So zu Ränmen und, seiner akustischen Eigenschaften wegen, zu Musikinstrumenten und Hörrohren; es ersetzt die Glascheiben bei Elektrifizierungsmaschinen, wird bei oberirdischen Telegraphenleitungen, in der Photographie und Galvanoplastik angewendet und dient zur Nachahmung von Ebenholz, Hirschhorn, zu Abgüssen von Natur- und Kunstgegenständen; endlich verwendet man es bei der Zahnheilkunde für künstliche Gebisse. Um Kautschukgummi zu gewinnen, welches auch Linte von Papier fortnimmt, setzt man dem Kautschuk Bimssteinpulver bei.

Dem Kautschuk nahe verwandt ist die Gutta-percha. Sie wird ebenfalls aus dem Milchsaft eines Baumes gewonnen, jedoch ist hier der Gesehmer die Isonandra gutta, der Familie der Sapotaceen angehört. Dieser Baum findet sich in Hinterindien von Singapur bis nördlich nach Penang und südlich auf der Ostküste von Sumatra und Java, östlich aber bis Borneo. In der Heimath verwenden die Eingeborenen die Gutta-percha zu Artikeln.

Bis 1842 war dieses Produkt selbst dem Namen nach in Europa unbekannt, obgleich 1830 bereits die ostasiatische Gesellschaft in London Muster davon erhalten, es aber weiter nicht beachtet hatte. Erst Montgomery und Joze d'Almeida lernten dieses Naturprodukt näher kennen, welches Ersterer 1842 der indischen, Letzterer im folgenden Jahre der asiatischen Compagnie vorlegte. Hierdurch von Neuem angeregt, schenkte man der Gutta-percha bald mehr Aufmerksamkeit und in kurzer Zeit wurde sie ein begehrteter Artikel. Eine geordnete Ausbeutung dieses Sarges fand jedoch zuerst nicht statt. Den früher fast werthlosen Bäumen drohte bald ein wahrer Vernichtungskrieg, weil die Eingeborenen, anstatt die Bäume anzuzapfen, dieselben einfach fällten. Statt daß man diese neue Einnahmequelle schonte, that man aus übertriebener Gewinnlust Alles, um sie zu vernichten. Die Agenten der britischen Gutta-percha-Handelsgesellschaft waren daher bald gezwungen, Prämien für solche Gutta-percha anzusetzen, welche durch Anzapfen der Bäume gewonnen war. Jetzt hat man es ziemlich durchgesetzt, daß allgemein diese Methode beobachtet wird, welche die einzige Sicherheit gegen vollkommenes Ausrotten des Gutta-perchaabbaumes bietet.

Der farblose Milchsaft der Isonandra gutta erstarrt selbst in fest verschlossenen Gefäßen zu einer porösen schwammartigen Masse. Sobald derselbe zu erstarren beginnt, wird er mit Wasser zu einer festen Masse geknetet und in viereckige Blöcke von 10 bis 20 Kilogramm für den Verkauf geformt. Da das Kneten im Ursprungslande der Gutta-percha mit wenig Sorgfalt betrieben wird, so sind den Blöcken, welche in den Handel kommen, vielfach noch Erde, Baumrinde, Steine oder sonstige fremde Körper beigemischt, welche natürlich auch das Gewicht desselben, weniger zum Nachtheil des Verkäufers als des Käufers, vermehren. Deshalb wird jeder Block, sobald er zur wirklichen Verarbeitung eingekauft ist, nochmals einem gründlichen Durchkneten unterworfen. Dann werden die Blöcke in einer Schneidemaschine in seine Späne zertheilt, welche wiederum in einer Trommel, in der sich eine rotirende Axt befindet, in ganz kleine Stücke zerrieben werden. Man wirft man Alles in ein Kaltwasserbad, in dem die fremden Stoffe auf den Boden sinken oder sich auflösen. Um das Produkt noch mehr zu reinigen, wird es abermals in noch kleinere Stücke getheilt und so lange in kaltem Wasser gereinigt, bis dasselbe klar bleibt und keine Unreinigkeiten und fremden Stoffe mehr aufnimmt. Endlich wird die Gutta-

percha durch Walzen in Bänder, Fäden, Matten oder Riemen verarbeitet oder in einer besonderen Presse zu Nöhren geformt. Man kann die Guttapercha durch Zusetzen von Schwefel auch vulkanisieren und so zu manchen Artikeln geeigneter machen.

Guttapercha findet überhaupt eine ungemein verschiedene und große Verwendung. Eine der wichtigsten ist die zu Treibriemen für Maschinen. Dann fertigt man Nöhren für Pumpen, Spritzen und Wasserleitungen aus ihr. Bei unterseeischen Kabeln ist sie unentbehrlich. Viele Gefäße werden aus ihr gearbeitet, ebenso wie medizinische Apparate. Man

verwendet Guttapercha ferner zu Griffen von Messern, Säbeln, Peitschen, zu Ueberzügen von unterirdischen Telegraphenleitungen, dann zu Knöpfen, Hähnen, Hebern, Trichtern, Dosen, zu Ornamenten und Rahmen. Man bereitet ferner aus Guttapercha Ueberzüge für Walzen und für Büsten. Ein Firnis aus ihr dient zum Konservieren von Dokumenten. Seine Farblosigkeit läßt selbst die kleinste Schrift deutlich erkennen und bewahrt durch seine Festigkeit das Papier gegen alle verderblichen Einflüsse. Nur vor Hitze muß man ihn schützen. Derselbe Firnis eignet sich, um Stellen des Papiers, wo sich Rasuren

befinden, wieder glatt und zum Schreiben geeignet zu machen. Mit Leinöl in großer Hitze verschmolzen, wird ein Leig aus Guttapercha hergestellt, der vortreffliche Dienste zum Wasserdichtmachen von Stoffen, namentlich von Kattun, leistet und dem allerhand Farben beigemischt werden können.

Am ausgedehntesten ist die Guttapercha-Industrie in den Vereinigten Staaten Amerikas, wo der gesammte Produktionswerth auf zirka 150 Millionen Mark geschätzt wird. Dann folgt die englische und endlich die deutsche und französische, welche beide so ziemlich gleichwerthig sind. —

Rother Mohn.

Von Clara Uebig.

Oben in das schmale Fenster der Mäddestube fielen die Sonnenstrahlen schräg. Es ging auf fünf Uhr Nachmittags.

Grete Abrecht hatte lange mit dem Abwaschen zu thun gehabt; Geheimiraths hatten Sonntags immer eine alte Tante zu Tisch und einen jungen Messen, den Referendar, eine Partie für Fräulein Clärchen.

In der engen Kammer, darin gerade ein eisernes Bettgestell, ein Stuhl und ein Waschkübel Platz fanden, roch es nach Seife und Pomade. An den weißgetünchten Wänden hingen die Kleider an Nägeln, aber das Sonntagskleid war herunter genommen und lag ausgepreizt über'm Bett. Frischgrün war es, mit großen gelben und rosa Blumen; Grete glaubte nie ein schöneres besessen zu haben. Auch der Hut prangte daneben, ein hübn aufgekrempter, weißer Hut mit Bergkristallkranz und Straußenfeder.

Grete wusch sich, daß die Seifenfloden spritzten, und rieb dann mit dem groben Handtuch heftig das Gesicht; die Backen glänzten wie Lack, aus dem kleinen stockflecken Spiegel leuchtete ihre blaurothe Farbe wieder. Nun wurde gekämmt, langes, straffes Haar, dessen blond rothfarbene Stellen zeigte vom Wasserstrahlen; die Brennsehere milchte sich unsonst, die abgeschrittenen Stirnfransen zu kräuseln, das starbräunliche Haar wehrte sich gegen den Lockenzwang und krümmte sich nur an den Spitzen aufwärts.

Jetzt war die Frisur fertig. Das frischgrüne Kleid senkte sich über die breiten Schultern und trachte in allen Nähten, als die Magd sich vor'm Spiegel drehte und mit den vom Spülwasser aufgewollenen Händen die Taille herunterprezte. Solch' ein Staat! Sie war ganz verjunken in ihren Anblick — was er wohl jagen würde?!

Ein Pfiff kam unten vom Hof herauf; Grete fuhr zusammen — das war er!

Hastig streckte sie den Kopf durch's schmale Fenster. Da klappte auch drüben, ein Stockwerk tiefer, das Mäddestückerchen, eine hohe, noch halb kindliche Stimme rief ihr zu: „Sind Se endlich fertig, Grete?“

Das war die Auguste, ihre Freundin, bei Bankiers. Die Guste war schon lange fertig, die war Hausmädchen und hatte mit dem Abwaschen nichts zu thun; die hatte es bequemer als Eine, die „für Alles“ dient.

„Sch komme,“ schrie Grete und stülpte den Bergkristallkranz auf. Das helle Stoffkleidchen über'm Arm, sich die Glacés auf die Finger wügend, eilte sie die Hintertreppe hinunter. Den Haus Schlüssel fühlte sie in der Tasche, er schlug ihr bei jedem Schritt gegen die Lende; sie war freudig erregt. Der Nachmittag lag verheißungsvoll vor ihr — und dann der Abend! Bis zwölf durfte sie ausbleiben.

Seit drei Monaten ging die Grete mit ihm; er war ihr Erster, wenn sie auch schon stark in die zwanzig zählte. Und hübsch war er und jung und bei Kulete im Materialwaarengeschäft, und ihr Bräutigam war er! Sie wollten sich heirathen.

Grete fühlte ihr Herz vor Freuden hüpfen; die untersten zwei Stufen jedes Treppenabganges sprang sie mit einem Satz herunter, es polkerte ordentlich. „Mann?“ jagte Einer im ersten Stock, streckte den Kopf zur Klüchenthür heraus und schimpfte dann: „So'n Madam!“

Es war ihr ganz gleichgültig, sie hopfte weiter; und nun war sie auf dem Hofe, zur Hintertür heraus — da stand er! Sehr schneidig, sehr elegant, das Hütchen schief auf dem Kopfe, Stöckchen unter'm Arm, einen großen Siegelring auf dem Zeigefinger. Er war nicht allein, Auguste von Bankiers stand schon bei ihm. Das arme Ding hatte nie jemanden, mit dem sie ausgehen konnte, da hatte Grete sie für heute angefordert, mitzukommen; es that ihr ohnehin gut, einem Dritten ihr Glück zeigen zu können.

„Na, Fräulein,“ sagte Karl zu seiner Brant und reichte ihr die Hand, „wie steht das Befinden?“ Vor den Leuten nannten sie sich noch „Sie“.

Grete erröthete über und über, das blaue Roth der Backen und Sitte wurde noch um eine Schattirung kräftiger. Sie lächelte ihn keckvoll und verschämte an.

Dann gingen sie, er mit dem Stöckchen wippend, sie, ihr langes Kleid neben ihm her schleifend.

Auguste schlenkerte hinterdrein mit etwas mildem, verdrossenem Gesicht. Sie hatte sich das Ausgehen anders gedacht; den Elefanten zu spielen, packte ihr nicht. Sie schlenkerte mit den Armen und wiegte den hochgeschlossenen Oberkörper lässig. Auf ihrem schwarzen Tellerhütchen nickten Mohublumen, hinten quoll ein ganzer Luff vor und vernichtete sein fattes, warmes Roth mit dem glänzend braunen Gefräusel der Haare.

„Sag' mal, warum hast Du die denn mitgebracht?“ fragte Karl heimlich seine Brant. „Da kann man ja gar nicht reden!“

„Laß man,“ flüsterte Grete beglittend, „die hat ja keine Menschenseele hier, is fremd zuzuzogen — um denn is je man erst siebzehn!“ Sie zuckte unwillig die Achseln.

„Siebzehn? Was de nich sagst!“ Karl drehte den Kopf halb und betrachtete die Hinterschreitende. Sie schien seinen Blick nicht zu bemerken, ging lässig, die Augen niedergeschlagen. Aber er sah, wie die Vorübergehenden nach ihr guckten. Ein hübsches Mädchen, blaß, sehr blaß, aber sehr hübsch! Sie war gewiß bleichsüchtig; ihre Backen waren wie aus Wachs geboffelt, ganz voll, ganz weich, aber ohne Roth. Der leuchtende Mohn mit seiner Purpurfarbe stand gut zu diesem matten Gelbweiß. Sie hatte was von 'ner Dame, was ganz Apartes.

„Was siehste?“ fragte Grete ihren Bräutigam und zwupfte ihn am Kermel. „Wohin jehn wer?“

„Nach — nach — Fräulein Auguste,“ — er blieb stehen und ließ das Mädchen herankommen — „Fräulein Auguste, was meinen Sie? Wo hätten Sie Lust hinzuzuehn?“

„Is mir ganz egal,“ gab sie zurück, ohne die Lider zu heben.

„Na, denn nach Schöneberg, Schwarzen Abbeer? Oder nach Halensee? Oder was meinen Sie zu die Hasenhaide? In die Neue Welt is famos Tanzselesheit, Militärmusik um so was!“

„Gah —!“ Auguste stieß plötzlich einen zitterigen Seufzer aus und schlug die Augen auf, in denen es begehrlig glänzte. „Tanzen —?“ Ihre Nasenflügel blähten sich, sie sah ihn starr an, und dann wiederholte sie noch einmal: „Gah —!“

„Na jut!“ Er lachte. „Machen wer nach die Hasenhaide, ganz mein Fall. Es geht nicht über so'n richtigen Klubbim. Na, denn man los!“

Grete hatte eigentlich keine Lust für die Hasenhaide, tanzen war nicht ihr Fall; und dann all' die Menschen! Sie wäre gern Hand in Hand mit ihm durch den einsamen Wald gestrichen oder hätte neben ihm im Gras gesessen; mit einem leisen Seufzer gedachte sie jenes ersten Frühlingssonntags im Grunewald, an dem sie sich gefunden hatten und lange unter den Kiefern hin und her spaziert waren. Das Wasser schoß ihr in die Augen, wenn sie an jenen Sonntag dachte! Aber sie wurde ja gar nicht gefragt.

Die Sommerjonne prallte heiß auf's Pflaster, die Blickerstraße war endlos; nun gingen sie alle Drei nebeneinander, der junge Mann zwischen den Mädchen.

Er sprach unaufhörlich; seine Begleiterinnen sagten nicht viel, er aber war in bester Laune.

Schaaren von Ausflüglern trottelten rechts und links, vor und hinter ihnen: die reine Wälderwanderung.

Chrysame Kleinbürgerkente: der Vater im schwarzen Sonntagsrock, mit schweißigen, unbehandschuhten Händen, aus der hinteren Rocktasche guckte die Milchflasche mit dem Zulp für den Säugling, den die Mutter schleppte; die anderen Kinder — aufgereiht wie Orgelpfeifen, Alle kaum ein Jahr auseinander — zankten sich abwechselnd um den Stullenkorb. Mädchen mit ihren Soldaten, Mägde noch ohne Schätze, immer zwei, drei freundschaftlich untergefaßt, und junge, zigarrenrauchende Leute, die mit Kennerblick die holde Weiblichkeit musterten.

„Donnerwetter, die Lange da is famos! Die Blasse mit den rothen Mohn! Reizende Föhre,“ hörte Karl einen der Säuglinge sagen. Wüthend sah er sich um: wie konnte der Kerl sich unterstehen?! Einfach frech! Er fühlte sich förmlich beleidigt durch jene Bemerkung; was ging das Mädchen andere Leute an?! Sie war erst siebzehn Jahr!

Er guckte verstohlen nach ihr — ob sie was gehört hatte? Ihr zartes Maß hatte sich um einen Hauch gefärbt; jetzt schielte sie nach jener Seite und lächelte. Donnerwetter!

„Fräulein Auguste, warum lachen Sie?“ fragte er streng. Sie hatte eine ganz komische Art, den Mund zu verziehen, so etwas nach einer Seite hin, daß in der linken Wange ein Grübchen entstand. Die mattgefärbten Lippen waren nach innen zu rüthet, sie waren wie bethaut; man sah die kleinen Zähne dahinter in krankhaft weißem Schmelz.

„Na,“ sagte er noch einmal recht laut, „unverschämte Bande! Freche Bengels — was, Fräulein Auguste?“ Er ärgerte sich.

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur wie vorhin ein paar Augenblicke starr an und lächelte. Ganz komische Augen hatte sie, von einem grellen Hellgrau in schwimmendem, bläulichem Weiß; die Wimpern waren tiefschwarz und umsäumten dicht die Lider, wie lange Franzen.

„So was Apartes“, dachte Karl. Und dann sah er seine Brant an.

Der Staub wirbelte locker und lose auf, die Schuhe zeigten sich mit grauem Mehl besiebt. Tanzmusik erklang näher und näher, Leierkastengebüdel, Karousselgequiech. Lokale rechts, Lokale links; Buden drin, Tische, Bänke, Bierseidel, unzählige Menschen. Die Lust war dick, sie stand still, von

Sonne und Staub geschwängert; die alten Kiefern, da hinten in der Haide, sandten keinen erquickenden Waldhauch herüber.

Su der Neuen Welt' war am meisten los: mit Milche bekamen die Drei Platz. Es war spät, die Tische längst besetzt, drinnen im großen Tanzsaal wirbelten schon die Paare.

„Nanu, wollen wer mal?“ fragte Karl seine Grete.

„Ne,“ sagte sie kurz.

So fliehet sie im Garten sitzen. Der junge

Mann hatte Bier bestellt und Grete zog unter'm Cape eine Milche Stuehen vor; sie hatte ihn von zu Hause geschickt bekommen.

„Da, probier man, Karl,“ drängte sie, „er is von Muttern!“

Der Stuehen war altbacken und zerfiel in lauter Brösel, Grete jedoch aß mit rührendem Appetit, mit einem schiefer andächtigen Heimathsgefühl; der Bräutigam empfand beides nicht, er spielte ein paar Bräutigam mit Bier herunter, und die blosse Gufte naschte nur an ihrem Theil herum.

Ein mageres Kind kam an den Tisch und bot Blumen feil.

Karl kaufte galant zwei Zehnpenningstränkehen und ließ die Damen wählen. Grete suchte sich das Handfesteste Bouquet aus, Gufte griff nach ein paar Stengel'n Moh'n, die flattrig hingen.

„Meine Lieblingsblumen,“ sagte sie kokett und steckte die rothen Blüthen vorn in ihre helle Taille.

„Das sieht reizend aus, Fräulein!“ Karl streifte mit bewunderndem Blick die helle Taille. „Was Sie for'n Jeschmack haben!“ (Schluß folgt.)



Nach Jahren.*

Wir steh'n nun still und schau'n zurück Auf verblaßtes Leid, auf verblühtes Glück; Wir sind einen weiten Weg geschritten, Wir haben geliebt, wir haben gelitten.

Schwer traf uns mancher große Schmerz, Und tausend Tode litt das Herz; Doch Sonne rang sich aus dunklen Stunden, Und Rosen wuchsen aus tiefen Wunden.

Ein Glück in Thränen wird nimmer alt, Es trotzt der Zeiten trüber Gewalt, Es wurzelt tief im Menschenherzen Und blüht und reißt im Licht der Schmerzen.

Paul Remer.

Vom Unwetter überrascht. Die Kirmeßzeit ist wieder da! So das Bier am besten schmeckt im ganzen Jahr. Und sie halten sich dazu, Kneipelein und Weiblein. Nach manchem Wirthehaus geht's wie eine Prozession. Draußen stehen sie meist, diese Wirthehäuser, vor den Thoren, manche als Eingangszeichen. Kein Teufel jagt darnach, wenn es auch mal ganz überlaut hergeht. Fränkische Landhühner, gezeugt seien keine Tage!

Unter Bild stellt in einem Aug von Kirmeßgäulen dar. Botan der Kapitanie. Gehört sich! Dann ein „Stadtherr“ mit glattgebogener „Ofentüre“, der mit einer „Krauzhangler“ von einer Hochzeit entwichen ist. Weiter Rämmer und Weiber, Mädchen, ein altes Kneipelein jagt. Schon sind sie schier am Ziel. Da prangelt unerbötigt ein Herrschauer her nieder. Die Neugierigen reihen sich an die Strohscheber, der „Stadtherr“ schließt seinen Zylinder unter den Arm, die Frauen schlagen die Hände über dem Kopf, eine bündel noch schnell ihre Schürbänder — Gejohret, Gelächert, weiter geht's.

„Gezerricht!“ laut ein Mädchen.

„Wohl, wohl!“ Aber einmal rümpfen, und Alles ist wieder trocken. Die Kirmeß muß „schon“ werden!

Die Einwirkung des Polareises auf die Atmosphäre erzählt H. Dittmer in seinem vom Deutschen Geographischen Verein herausgegebenen Werke „Das Nordpolargebiet“ (Hannover und Leipzig, Goh'sche Buchhandlung). Wenn der Wind über Packeisflächen oder über ein Eisfeld weht, so wird seine Stärke schon auf kurze Strecken stark abgeschwächt. In einer Stelle eines Feldes kann ein Sturm Stunden lang wehen, bevor er an der anderen Seite wahrnehmbar wird. Andererseits kann in jenem Sektor ein Sturm wehen, den in Sicht befindliche, mit Eis besetzte Schiffe nur in halber Stärke haben.

Das Eis kann stürmische Winde aufhalten und gleichmäßig ausbalancieren. Wenn ein harter Sturm direkt nach dem festen Eis hinweht, so findet sich an der Eisgrenze oft eine außergewöhnliche Windrichtung. Ein solcher Widerstand der Kräfte wirkt sich oft auf einem nur wenige Stundenlang von der Eisgrenze entfernten Gebiet ab. Man wird es hier also mit einem Gebirge haben und niedrigen Druck zu spüren haben, die gleichmäßig untereinander aneinander gezogen. Diejenige und starke Luft der jüdischen Winde wird bei der Bildung mit nachlässigen, über das Eis hinwehenden Winden abgeschwächt; ihr Einwirkungsgebiet wird herabgemindert und sie geben ihren Lebenskraft an Feuchtigkeit in kaltem Schnee ab.

Wenn man sich dem Polareis, einem Eisfeld oder sonst großen Eismassen nähert, so tritt der Eisblock ein, so lange, als der Horizont sichtbar mollenles ist; man merkt es auch unter diesem Gefühl wahrnehmbar. Der Eisblock ist ein leuchtend heller Streifen,

der über dem Eis am Horizont sichtbar wird. Er scheint durch Reflexion zu entstehen. Unter günstigen Umständen kann man sich auf 30 Seemeilen Abstand von der Eisgrenze nach dem Eisblock ein vollständiges Bild von der Lage und der Ausdehnung des Eises machen. Aber nicht nur auf die Ausdehnung, sondern auch auf die Art des Eises kann der erfahrene Beobachter aus dem Eisblock schließen. Gelbes giebt den leuchtendsten Blick mit einem Anflug von Gelb. Der Blick von Packeis ist rein weiß, der von Packeis grünlich. Der Blick von schneebedecktem Land ist noch gelber im Ton, als der von Packeis. Das Eis ist ein mächtiger Ausgleich der Temperatur. Bei Winden und Stürmen aus Norden ist die Kälte an der Eisgrenze auf 80 Grad Breite nicht größer, als auf 70 Grad unter gleichen Umständen.

Nebel sind zwischen sojem Eis am häufigsten. An der Grenze des festen Eises ist das Wetter meistens klar. Aufstehendes Wetter und sinkende Temperatur zeigen oft die Nähe des festen Eises an.

Eine niederdeutsche Tischzucht des Mittelalters. Bestimmte, wenigstens in der Theorie allgemeingültige Umgangsformen, feste Regeln für das äußerliche Benehmen beim Essen und Trinken und im Gespräche hat es seit unvorstellbaren Zeiten unter Menschen gegeben. Der sogenannte gute Ton der oberen Reihungen freilich, die minutiösen Vorschriften der vornehmenden Eitelkeit, pflegte von jeher nur im Verkehr mit Gleichgestellten zu gelten und auch da nur so lange, als die Selbstbeherrschung nicht verloren ging. Es hat ganze Reichtümer gegeben, wo die feine Lebensart der oberen Gesellschaftsklassen hauptsächlich betitelt war. Außerst interessant in dieser Hinsicht ist die merkwürdige Hansordnung des Herzogs Christian von Celle zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, worin folgendes lakonische Tafelgeregeln enthalten ist: „Sobald das Mahl angerichtet ist, soll ein Page umhergehen und jeden Einzelnen ermahnen, sich geistig und anständig zu betragen, nicht zu fluchen noch zu schimpfen, sich überhaupt keinerlei Rohheit zu Schulden kommen zu lassen, nicht mit Knochen oder Brot zu werfen und keinerlei Speise in die Tasche zu stecken.“ Das läßt in der That tief bliden und würde, auch wenn man sonst kein Zeugnis über die Lebensart der vornehmenden Stände zur Zeit des großen Krieges hätte, genügen, um mit Bestimmtheit auf einen gewaltigen Rückschritt gegen die „Zucht“ des mittelalterlichen Rittertums schließen zu lassen, daß mit Verachtung auf die Ungeklärtheit der unteren Stände herabgesehen. Man würde aber irren gehen, wenn man deshalb bei den Massen unserer Nation im Mittelalter völlige Anarchie der Umgangsformen annehmen wollte. Daß es vielmehr hier außerst interessante Aufzeichnungen darüber gab, was beim Essen und Trinken anständig und unanständig sei, bezeugt in ergreiflicher Weise eine für die unteren Stände bestimmte „Tischzucht“ in mittelniederdeutscher Sprache, die in zwei Handschriften erhalten ist und ihr Thema mit einem starken Anflug von Humor behandelt. Leider geht von der besten Komit des drastischen Niederdeutschen bei der Uebersetzung in unser abgeschliffenes Neuhochdeutsches manches verloren. Jedoch werden einige charakteristische Stellen aus dem Schriftstück namentlich einen ausreichenden Begriff davon geben. Wenn man zu Tische geladen ist, „so sollen Deine Hände vor Allem rein sein, daß Du nicht durstig sehest und Deine Hände schweben wie ein Priepter den Dammern, wenn er ein Kind gekauft hat. Du sollst den Finger nicht stecken in den Mund und fahlen die Zähne wie eine Zither. Du sollst da nicht vor La Lachen den Finger in den Mund stecken und „den Gansen pfeifen“. Deine Nägel sollen rein sein und befeuchtet. Du sollst Deine Nägel nicht befeuchten über Tafel noch vor den Leuten, das sollst Du thun, wenn Du allein bist. Du sollst gerade sitzen; Du sollst Dich nicht vornüber hängen lassen wie Einer, der einen Hocker hat. Du sollst nicht mit dem Ellenbogen auf der Tafel liegen, wie ein Ringer, der Fechtzucht pflegt. Du sollst auch nicht ein Knie über

das andere schlagen, wie man Pilatus zu malen pflegt. Du sollst nicht den Ellenbogen setzen auf das Knie und die Hand unter das Kinn, wie ein Mat, der den Mann „verdeckt“ hat. Du sollst die Füße und die Beine nicht ferne von Dir strecken, wie ein Schütze, der die Armbrust spannen will. Du sollst nicht trinken mit einer Hand, wie ein Fußmann, der den Wagen schmiert. Du sollst nicht pusten in den Becher, wie der Koch in die Kelle. Du sollst nicht trinken, allzuweit Du Speise im Munde hast, wie ein Kind. Du sollst nicht über den Becher starren, wie eine Kuh. Du sollst nicht lang trinken wie ein Ochse. Du sollst nicht sprechen über dem Becher wie ein versoffener Wirth. Du sollst nicht den Daumen in den Becher schlagen wie eine Bierzapferin. Du sollst nicht bis auf den letzten Rest auslaufen wie ein Küster. Du sollst Dir nicht den Mund darnach lecken, wie ein schlechter Pfeifer, der den Lang verpufft hat. Du sollst nicht darnach pusten wie ein Bär. Du sollst nicht auftrinken den Wein wie ein Ochse das Wasser. Du sollst Dich nicht schwer betrinken wie ein Kusse. Du sollst nicht nachträglich trinken wie die Säuser, die des Abends betrunken gewesen sind. Du sollst wissen die Nase und den Mund, wenn Du getrunken hast. Das Brot, davon Du ein Stück abgebeissen hast, das sollst Du nicht wieder in den Korb legen. Was vor Dir liegt in der Schüssel, das sollst Du nehmen; Du sollst nicht darüber tasten und nehmen, was vor Deinem Kumpen liegt. Du sollst den Knochen nicht nagen wie ein Hund. Du sollst das Mark nicht auslaugen, und „sein Gohlfahrt“ (Hörner) von Vögeln. Du sollst nicht viel schlürfen wie ein Aule. Du sollst nicht schlürfen mit der Schüssel wie ein Wende. Willst Du ja schlürfen, so schlürfe mit dem Löffel wie ein Mönch und schlürfe nicht laut wie ein Kalb; schlürfe „stillsitzen“ wie eine Jungfrau. Du sollst nicht auf beiden Waden kauen wie ein Affe. Du sollst nicht schmaugend essen wie ein Mastichwein. Du sollst den Käse nicht aushöhlen wie einen Sattel. Du sollst nicht Stücken nicht essen wie ein Ferkel. Du sollst nicht „fiken“ in anderer Leute Schüssel; behüte Deine eigene Schüssel. Du sollst anderen Leuten nicht sehen in den Mund wie ein Rokkäufer den Pferden thut. Du sollst nicht die Nase noch die Zähne zwischen mit dem Tisch Tuch. Du sollst die Butter nicht mit dem Daumen auf Dein Brot streichen wie ein Frieze. Du sollst nicht allein lachen wie ein Thor. Du sollst nicht in einemfort lachen wie eine Säge. Du sollst nicht laut schlallend lachen wie eine Elster. Du sollst lachen selten, kurz und leise wie eine Jungfrau; sei wohlgeogen in all' Deinem Lassen. Wenn Du wo gehst, sollst Du nicht um Dich gaffen wie ein Rehbod; Du sollst keine stolzen Tritte haben wie ein Pfau; Du sollst nicht gehen wackeln wie eine Gans. Du sollst nicht sprechen mit den Händen wie ein Kind. Du sollst nicht den Gürtel um den Finger wickeln wie ein Wirtinmacher. Wenn Du zu wem sprichst, sollst Du nicht viel husten vor den Leuten. Wenn Dich ein Hüften ankommt, so sollst Du alsbald auswerfen; Du sollst es nicht lange im Munde halten und es kauen wie Lafrigen. Wirt es schnell aus und tritt darauf und nicht unartig in Deinen Sitten. Du sollst die Hände nicht reiben an den Schienbeinen. . . .“ Solche dies Handbuch der Lebensart. Wie weit die Sitten unserer mittelalterlichen Vorfahren in der allgemeinen Praxis des täglichen Lebens den Vorschriften der „Tischzucht“ entsprachen haben, wird sich schwer ausmachen lassen. Dagegen geht ganz sicher daraus hervor, welches dazumal die verbreitetsten Unsitte waren: der Vergleich mit heute ist gewiß amüßant. — y.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deutschstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Von: Paul Remer, „Johannisthal“. Sommerfieber. Berlin und Leipzig. Schuber & Becker.